

NORA WESTFIELD

Zwölf Nächte bis zu dir

STILLWATER BAY – WINTERROMANE

STILLWATER BAY – WINTERROMANE

Zwölf Nächte bis zu dir

Nora Westfield

EICHENBERG VERLAG

© 2026 Nora Westfield

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, insbesondere Vervielfältigung, Verbreitung, Übersetzung, öffentliche Zurverfügungstellung oder Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Rechteinhabers, soweit sie nicht durch gesetzliche Schranken des Urheberrechts erlaubt ist.

Autorin: Nora Westfield

Herausgeber / Verlag:

Eichenberg Verlag

Kraischaberg 96

5571 Mariapfarr

Österreich

E-Mail: info@eichenberg-verlag.com

Website: www.eichenberg-verlag.com

FIKTIONS- UND UNABHÄNGIGKEITSHINWEIS

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um ein literarisches Werk der Fiktion. Sämtliche handelnden Personen, Dialoge, Handlungsabläufe und Ereignisse sind frei erfunden oder für die Zwecke der Erzählung fiktional ausgestaltet, soweit nicht ausdrücklich auf reale Personen oder tatsächliche Gegebenheiten Bezug genommen wird.

Etwaige Ähnlichkeiten fiktiver Figuren mit lebenden oder verstorbenen Personen oder mit tatsächlichen Ereignissen sind – soweit nicht ausdrücklich auf reale Personen, historisch belegte Tatsachen oder tatsächliche Gegebenheiten Bezug genommen wird – rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ERSTER TEIL

Die Kerze

Streichholz

Donnerstag, 24. Dezember

Schwefel. Scharf und kurz, gleich dahinter ein Hauch von Wachs, obwohl die Kerze noch gar nicht brannte, und durch das gekippte Fenster der Frost, der über Nacht noch einmal nachgelegt hatte.

Wiebke stand am Küchenfenster und sah dem Streichholz beim Abbrennen zu. Sie hatte es nur angerissen, um zu prüfen, ob die Schachtel noch ging. Die lag seit dem letzten Heiligabend in der Schublade neben dem Herd, und in einem Jahr konnte einer Streichholzschachtel allhand zustoßen. Sie tat es noch. Die Flamme lief am Hölzchen hinunter bis fast an ihre Finger, und Wiebke pustete sie aus und kam sich albern vor. Sechsendsechzig Jahre alt, und sie probierte an Heiligabend Streichhölzer aus, so wie andere Leute nachts noch einmal an der Haustür rütteln.

Halb acht. Draußen war es noch dunkel.

Sie holte die Kerze aus dem Stubenschrank, eine hohe weiße Haushaltskerze, jedes Jahr dieselbe schlichte Sorte, weil Wiebke der Meinung war, dass eine Kerze, die für jemanden brennt, sich nicht aufzuspielen hat. Sie stellte sie in den Leuchter auf dem Fensterbrett, rückte sie in die Mitte und wieder ein Stück zurück, weil die Mitte von der Pforte aus gesehen gar nicht die Mitte war.

Unangezündet. Das gehörte dazu.

Sie hatte den Brauch aus Irland mitgebracht, zusammen mit einem Koffer, der nach Torf roch, und der kleinen Schere, die seitdem in ihrer Schürzentasche wohnte. An Heiligabend stellte man eine Kerze ins vor-

dere Fenster, für die, die unterwegs waren, damit sie den Weg fanden. Und anzünden durfte sie nur der Jüngste im Haus.

Die ersten vier Jahre hatte Wiebke sie selbst angezündet, im Fenster ihrer Eltern, weil sie dort als Einzelkind die Jüngste war. Seit der Hochzeit war es Klaus. Er war zwei Jahre jünger als sie, was er das ganze Jahr über nicht gern hörte, aber an Heiligabend kam er um sechs die Treppe herunter, wenn die Glocken läuteten, nahm ihr die Schachtel aus der Hand, riss ein Streichholz an und sagte: „Der Jüngste.“ Jedes Jahr dieselben zwei Wörter, als stünden sie in einer Dienstanweisung.

Oben knarrte eine Diele.

Seit Mai kannte Wiebke jede einzelne, sogar die vor der Schranktür, die nur knarrte, wenn man den linken Fuß daraufsetzte. Er ging oben hin und her. Manchmal blieb er stehen, und dann war es still, und sie wusste, dass er hinter der Gardine stand und auf die Klippenstraße sah, auf der nichts los war.

Er kam nicht herunter. Seit dem Frühjahr blieb er lieber oben, und Wiebke hatte aufgehört, ihn zu rufen. Mit dem Hinhören hatte sie nicht aufgehört.

An dem Haken an der Küchentür hing der braune Beutel mit den durchgescheuerten Henkeln. Sieben Jahre lang, seit der Hund gestorben war, war Klaus jeden Morgen um sechs damit in die Bäckerei gegangen und mit zwei Roggenbrötchen wiedergekommen. Sechs Uhr sieben. Klaus hatte weitergetragen, was er hörte, an den Falschen. Das war die ganze Geschichte, jedenfalls der Teil, den man in einem Satz sagen konnte, und die Stadt hatte ihn im Sommer in sehr vielen Sätzen gesagt. Seitdem hatte er keine Ämter mehr, nur noch einen Schreibtisch im Rathaus, an den er nicht ging, und am Einunddreißigsten um zwölf war auch der vorbei.

Wiebke nahm den Beutel nicht ab. Sie hatte es im Juni einmal versucht und ihn nach einer Stunde wieder hingehängt, weil der leere Haken schlimmer aussah als der Beutel.

* * *

Um zwölf kam er herunter.

Sie hörte ihn auf der Treppe, und sie hörte, wie er unten in der Diele stehen blieb, so wie man vor einer Tür stehen bleibt, an die man klopfen muss, im eigenen Haus. Dann stand er in der Küche, in Hausschuhen und dem karierten Hemd, das sie ihm vor drei Wintern gekauft hatte, das Gesicht grau bis an die Ohren, weil er sich seit Mai nicht mehr rasierte. Er sah aus wie ein Mann, der sich verkleidet hatte, um nicht erkannt zu werden, und dem es nicht gelang.

„Gurken sind da?“, fragte er.

„Im Keller. Das große Glas.“

Das war das Gespräch. Zweiundvierzig Jahre verheiratet, und das längste Gespräch des Tages drehte sich um Gewürzgurken. Wiebke hatte schon schlechtere geführt.

Er kochte den Kartoffelsalat, wie an jedem Heiligabend, nach dem Rezept seiner Mutter. Seine Mutter hatte zu viel Gurke hineingetan, und er tat genau so viel hinein wie sie, mit einer Treue, die man in anderen Zusammenhängen rührend gefunden hätte. Wiebke hatte nie gesagt, dass es zu viel war. Sie aß die Gurke. Irgendwann war das keine Frage des Geschmacks mehr gewesen, sondern eine Frage der Ehre.

Sie saß am Küchentisch, auf dem blau-weiß karierten Wachstuch, das ihr seit Jahrzehnten als Werkbank diente, und tat so, als sortiere sie Papier. In Wahrheit sah sie seine Hände an. Er schnitt die Kartoffeln in Scheiben, die alle gleich dick waren, und die Gurken in gleich große

Würfel, so ordentlich, wie er früher Formulare ausgefüllt hatte. Die Hände waren älter geworden, und sie hätte nicht sagen können, wann.

Er sah nicht zum Fenster. Er hatte die Kerze gesehen, als er hereinkam, das hatte sie an seinen Schultern gesehen, die einen Atemzug lang stillstanden, und seitdem sah er überallhin, nur nicht dorthin.

Um eins stellte er die Schüssel in den Kühlschrank, einen Teller oben drauf, wie seine Mutter es getan hatte. Er wusch das Messer ab, und dann stand er noch einen Moment in der Küche, als hätte er etwas vergessen.

Wiebke wartete. Ihre Hand in der Schürzentasche ließ die Schere auf- und zuklappen, leise. Das tat die Hand von allein, wenn Wiebke nervös war, und sie hatte es sich in sechsundvierzig Jahren nicht abgewöhnt, weil sie es meistens erst merkte, wenn jemand hinsah.

Er sah nicht hin. Er ging wieder hinauf.

Zum Salat kam er herunter. Zur Kerze nicht.

* * *

Am Nachmittag fegte sie den Schnee vor der Pforte.

Nötig war es nicht. Aber Gesine hatte am Telefon gesagt, um vier gehe es an ihrer Pforte los, und seitdem war Wiebke zumute wie einer Frau, die Besuch erwartet. Besuch bekam man in diesem Haus so selten, dass sie nicht mehr genau wusste, was man dafür tat. Also fegte sie.

In der Stube brannte schon die Lampe mit dem grünen Schirm, die älter war als ihre Ehe. Seit dem Vierzehnten stand sie hinter dem großen Scherenschnitt, der ganzen Küste aus schwarzem Papier, mit dem Leuchtturm ganz rechts. An dem Abend war ihr Haus im lebendigen Adventskalender der Stadt an der Reihe gewesen, in dem jeden Abend ein anderes Fenster aufging. Wiebke hatte das Bild nach ihrem Fenster abbauen wollen. Aber seitdem kamen abends Leute vorbei, einer oder

zwei, blieben an der Pforte stehen, sahen den Lichtpunkt an, der durch das winzige Loch im Leuchtturm auf den Schnee fiel, und gingen wieder. Wiebke stand dann in der dunklen Küche, und jedes Mal wurde ihr dabei warm.

Halb vier.

Die Klippenstraße herauf kam ein Mann mit zwei roten Kanistern, einem in jeder Hand, und ging so gleichmäßig, als trüge er nichts. Noah. Der Junge aus dem Leuchtturm, wie Wiebke ihn bei sich immer noch nannte, obwohl er auf die fünfzig zuing und breiter war als ihre Haustür. Er blieb an der Pforte stehen und stellte die Kanister in den Schnee, den sie gerade gefegt hatte.

„Moin“, sagte er.

„Moin. Sie sind früh.“

„Petroleum.“ Er nickte zu den Kanistern hinunter, als erkläre das alles, und bei Noah tat es das wahrscheinlich auch. „Für oben.“

Er sah über ihren Kopf hinweg zum Küchenfenster. Die Kerze stand dort, weiß und gerade und unangezündet.

„Ich seh Ihre Kerze jedes Jahr“, sagte er. „Vom Turm. Seit ich da oben wohne.“

Dann nahm er die Kanister wieder auf und ging, bis dahin, wo die Straße aufhörte und der Weg anfang, und dann den Weg entlang, bis er nur noch ein dunkler Strich zwischen Schnee und Himmel war.

Wiebke stand mit dem Besen an der Pforte.

Fast dreißig Jahre wohnte er schon da oben. Sie hatte die Kerze jedes Jahr ins Fenster gestellt, für die, die unterwegs waren, und nicht ein einziges Mal gefragt, ob sie überhaupt einer sah. Wofür stellte man denn sonst eine Kerze ins Fenster? Sie merkte, dass sie darüber sechsendvierzig Jahre nicht nachgedacht hatte, und dass ein Mann, der am Tag vielleicht zwanzig Wörter sprach, gerade einen ganzen Satz für ihre Kerze ausgegeben hatte und zwei halbe dazu.

Sie musste sich die Nase putzen. Es war der Frost.

* * *

Um vier kam die Stadt.

Sie kam die Klippenstraße herauf wie ein Fluss, der sich vertan hat und bergauf fließt, lauter Lichter in der blauen Dämmerung, Papierlaterne und Sturmlaternen und Taschenlampen mit rotem Seidenpapier darüber. Die Schwestern Kröger vom Blumenladen trugen eine Laterne zu zweit, und keine wollte loslassen. Marlene aus der Bäckerei hatte einen Korb am Arm und sagte im Vorbeigehen „Moin“, und Helen vom Diner trug eine Thermoskanne, wie andere Leute ein Baby tragen. Dann standen sie alle vor der Pforte, auf dem gefegten Schnee, und es roch nach Petroleum und nasser Wolle und Glühwein, und Wiebke stand mittendrin und wusste nicht, wohin mit den Händen.

Der Lichtpunkt lag auf dem Schnee, klein und golden, und die Leute gingen um ihn herum, als sei er etwas, worauf man nicht tritt.

Nur Ida trat darauf. Ida war neun, die Tochter des Lehrers, und in der Stadt zuständig für alles, was mit Leuchttürmen zu tun hatte. Sie kam an der Hand von Herrn Wendt, im braunen Hirtenumhang über der Jacke, die rote Mütze auf dem Kopf, den Besenstiel vom Krippenspiel noch in der anderen Hand. Herr Wendt trug einen weinroten Schal und ging so aufrecht, wie Wiebke ihn nie gesehen hatte. Ida ließ seine Hand los, stellte sich mitten in den Lichtpunkt und drehte sich zum Haus um, wie am Abend des Fensters, als sie beschlossen hatte, der Lichtpunkt sei ein Schiff.

„Jetzt bin ich wieder das Schiff“, sagte sie.

Dann winkte sie. Nicht Wiebke. Sie winkte am Haus hinauf, zum oberen Fenster, mit dem ganzen Arm, wie Kinder winken, die noch nicht wissen, dass man manchen Leuten nicht mehr zuwinkt.

Wiebke drehte sich nicht um. Sie wusste, dass dort oben niemand zurückwinken würde, und sie hätte dem Kind trotzdem gern gesagt, dass es richtig war zu winken. Sie lächelte ihm nur zu, und Ida sah sie an, ernst und prüfend, wie man ein Bild ansieht, auf dem etwas fehlt, und nahm wieder Herrn Wendts Hand.

Und dann kam Gesine. Sie ging, den rechten Arm im Gips und den Gips in einer Schlinge, zwischen ihrer Schwester Hanne und der alten Frau Voigt von der Räucherei und beschwerte sich über den Wind. Es war vollkommen windstill, die Flammen in den Laternen standen gerade wie in einer Kirche. Gesine blieb vor Wiebke stehen und holte Luft, und Wiebke wusste schon, was kam, weil es seit fünfunddreißig Jahren kam, vor der Bäckerei, auf der Post, freundlich und laut und mit einem kleinen Abstand darin, den man nur bemerkte, wenn man selbst die Neue war. *Moin, Frau Brinkmann.*

„Frau ...“, sagte Gesine.

Sie brach ab. Sie sah am Haus hinauf, dorthin, wo Ida hingewinkt hatte, und dann zum Küchenfenster, zu der Kerze, die nicht brannte. Und Gesine, die einem sonst immer sofort sagte, was schief war, sagte es diesmal nicht.

„Wiebke“, sagte sie. „Komm mit.“

Fünfunddreißig Jahre. Wiebke spürte, wie das Du irgendwo unter ihrem Mantel ankam, wie eine Hand auf dem Rücken, mit der man nicht gerechnet hat, und ihr wurden die Augen nass, hier, vor der halben Stadt, wegen eines einzigen kleinen Wortes. Sie schämte sich nicht einmal dafür. Jedenfalls nicht sehr.

Sie wollte mit, und das überraschte sie selbst. Sie wollte zwischen Gesine und Hanne den Klippenweg entlang, bis hinauf zu den vierundzwanzig Lichtern.

Aber um sechs läuteten die Glocken. Und wenn er dann herunterkam, heute, ausgerechnet heute, und die Küche war leer.

„Ich kann nicht“, sagte sie. „Die Kerze.“

Sie hörte selbst, wie das klang: eine Frau, die nicht zum Laternengang konnte, wegen einer Kerze, die nicht einmal brannte. Sie wusste nur nicht, wie man so etwas erklärte, ohne alles andere mitzuerklären.

„Gesine“, sagte sie, und das war das erste Mal, und es ging leichter, als sie gedacht hatte. „Danke.“

Gesine drückte ihr mit der gesunden Hand den Arm, fest, so wie man eine Tüte zudrückt, damit nichts herausfällt. „Dann erzähl ich's dir“, sagte sie. „Alles. Auch, was schiefgeht.“

Sie ging weiter und beschwerte sich wieder über den Wind.

Die Stadt zog los, eine lange Kette aus schwankenden Lichtern, bis die ersten oben auf der Klippe nur noch gelbe Punkte waren und die letzten noch an der Pforte vorbeizogen. Dann war der Weg leer, und im Schnee lag wieder nur der Lichtpunkt.

Über dem Meer ging der Mond auf, voll und sehr groß und ein wenig rötlich, als hätte ihn jemand von unten aus dem Wasser geschoben.

Wiebke drehte sich zum Haus um. Oben bewegte sich die Gardine, ein kleines Stück, und fiel zurück.

* * *

Sie setzte sich an den Küchentisch, erst im Mantel, dann ohne, die Streichholzschachtel vor sich auf dem Wachstuch. Licht machte sie nicht, damit man die Kerze gut sehen würde, wenn sie brannte.

Für die, die unterwegs waren. In den anderen Jahren hatte sie dabei an niemanden Bestimmten gedacht. Dieses Jahr wusste sie genau, für wen die Kerze im Fenster stand. Sie wusste es seit dem einundzwanzigsten November, und sie hatte es niemandem gesagt. Nicht Gesine am Telefon und nicht nach oben.

In der Stube, unter dem Sofa, lag ein Päckchen, das sie nicht angerührt hatte, seit Meinert, der Postbote, es gebracht hatte. Sie hatte es am ersten Dezember mit dem Fuß daruntergeschoben, und seitdem saugte sie um das Sofa herum wie um einen schlafenden Hund.

Sechs Uhr.

Durch das gekippte Fenster kamen die Glocken, von oben aus der Stadt, dünn und klar. Wenn man den Kopf nah an die Scheibe hielt, sah man links den Klippenweg und an seinem Ende den Turm, und oben auf der Galerie ging ein Licht an. Dann ein zweites. Sie wanderten um den Turm herum, klein und gelb, und Wiebke zählte mit den Lippen mit, bis es vierundzwanzig waren und der Turm einen Kranz trug. Darüber drehte sich das große Licht. Drei Blitze. Pause.

Der Jüngste zündet die Kerze an.

Sie wartete. Eine Diele oben, die vor dem Fenster. Dann nichts. Die Glocken läuteten aus, und Wiebke wartete noch einmal so lange, und dann noch ein bisschen, weil man einem Menschen, der seit Monaten kaum die Treppe herunterkam, nicht mit der Uhr kommen konnte.

Die Schere in ihrer Schürzentasche klappte auf und zu.

Dann riss sie selbst ein Streichholz an.

Die Flamme duckte sich einmal und richtete sich auf, und der Docht nahm sie an. Zweiundvierzig Heiligabende lang hatte Klaus dieses Streichholz angerissen, und ihre Hand wusste trotzdem noch, wie es ging. In der Scheibe sah sie sich selbst, eine kleine Frau mit kurzem weißem Haar und einer Kerze, und hinter ihrem Spiegelbild, weit draußen, die vierundzwanzig Lichter. Irgendwo dort stand ein Mann auf einer Galerie und sah vielleicht herüber.

Hinter ihr, auf der Treppe, blieben Schritte stehen.

ENDE DER LESEPROBE

Zwölf Nächte bis zu dir

WIE GEHT ES WEITER?

Zweiundvierzig Jahre ist Wiebke Brinkmann mit Klaus verheiratet. Erst in den Nächten zwischen den Jahren sieht sie, dass er in jedem ihrer Scherenschnitte steht – winzig, und von Jahr zu Jahr kleiner.

Seit Monaten reden die beiden kaum noch miteinander. Klaus hat weitergetragen, was er hörte – an den Falschen. Seit Mai kommt er kaum noch die Treppe herunter, am 31. Dezember geht er in den Ruhestand, und ob ihm noch etwas droht, weiß keiner. Wiebke schneidet nachts, wie immer, wenn sie nicht sagen kann, was sie denkt.

Am Heiligabend öffnet sie ein Päckchen aus Irland. Ihre Freundin Nuala ist im November gestorben und hat ihr dreizehn Umschläge hinterlassen: die Scherenschnitte, die Wiebke ihr seit 1980 jedes Jahr zu Weihnachten geschickt hat, auf jeder Rückseite eine Zeile von Nuala. Ein Umschlag für jede der zwölf Nächte, der dreizehnte erst am sechsten Januar.

Tagsüber holt Stillwater Bay die beiden zurück ins Leben: Gesine bietet Wiebke nach fünfunddreißig Jahren das Du an, die neunjährige Ida will schneiden lernen. Nachts sitzt Klaus wieder neben ihr und misst mit dem Lineal nach, was Nuala längst gesehen hat.

Doch je näher die dreizehnte Nacht rückt, desto klarer wird: Auch Wiebke trägt seit Jahrzehnten etwas mit sich, das sich nicht mit der Schere sagen lässt.

Ein leiser Winterroman aus der Gegenwart, zwischen Heiligabend und Dreikönigstag an der Ostsee: über eine lange Ehe, eine Freundschaft über zwei Meere und den einen Satz, der nie gesagt wurde.

Erzählt in 28 Kapiteln, Tag für Tag und Nacht für Nacht.

„Zwölf Nächte bis zu dir“ ist Band 2 der Reihe „Stillwater Bay – Winterromane“ von Nora Westfield. Der Roman ist in sich abgeschlossen und ohne Vorwissen lesbar, verrät aber, wie der erste Winterroman ausgeht. Wer beide lesen möchte, beginnt mit „Vierundzwanzig Fenster bis zu dir“.

Das vollständige Buch erhalten Sie bei Eichenberg Verlag:

www.eichenberg-verlag.com